Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 58 (1954-1955)
Heft: 6

Artikel: Kann man Weihnachten nicht verlängern?
Autor: Steenken, Eduard H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666717

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Warum spielst du mir von Freude und Fröhlichkeit des Herzens? Da ich in den Felsen herum irrte, hörte ich deine Saiten dunkel klingen, und deine Lieder waren voll Weh.»

Der Klausner neigte sein Haupt, von Röte übergossen. Als er aufschaute, um zu antworten, war der Fremde verschwunden. Nur der helle Glanz eines hohen Sternes erfüllte die Hütte mit grossem Glanz, und irgendwo über die verschneiten Berge ginr das Echo: «Siehe, ich verkündige Euch grosse Freude.»

Da erkannte der Einsame, dass ihm der Herr begegnet, und in einen blitzenden Augenblick erfuhr er den Sinn des Lebens. Er verliess die Hütte, darin er Jahre verbrachte, und stieg pochenden Herzens dem Tale zu. Kalte Schatten lasteten über Klüften, von der frostheitern Nachtluft geisterhaft bewegt. Sternenstille glänzte fern über Hängen und Wälderlehnen. Doch je näher er den Siedlungen der Menschen kam, desto freundlicher leuchteten Mond und Sterne, und als er die heimeligen Lichter der Dörfer sah, jauchzte sein Herz.

Er betrat ein Dorf, dessen Gassen voll Volkes waren. Die Glocken erhoben ihre Stimmen. Freude glänzte auf den Gesichtern aller, die zur Kirche schritten, und es kam ein Singen aus dem erleuchteten Chor: «Und an den Menschen ein Wohlgefallen!»

Der Weise weinte vor Glück und Freude. Kinder kamen und küssten ihn.

Kann man Weihnachten nicht verlängern?

Es war eine Gasse mit Kopfsteinen, durch die die Fuhrwerke mit solch entsetzlichem Knarren fuhren — Fuhrwerke noch und recht selten ein Auto — ein Gasse mit Häusern aus Klinkern und spitzen Giebeln — die heute ausgelöscht ist. Aber damals war sie unversehrt und wenn sie eindunkelte, besonders am Heiligen Abend, dann war das wie eine schwermütige und schöne Musik oder eine gesprochene, mit Ergriffenheit gesprochene Romanze. Bald glich sie im Dunkeln einer Wunschtruhe, einer wundersamen, schwach erhellten, geheimnisvollen Herrlichkeit, in der es hier und da ein wenig blitzte oder duftete und durch die man ging benommenen Sinnes, benommenen Fusses.

In einem kleinen und ausgewohnten Hause wohnte der Maurer Joachim. Oh, kein froher Mann: er versammelte seine Kinder nicht zum Tischgebet wie der fromme Claudius und Gedichte schrieb er auch nicht. Die Last eines harten, vielleicht allzu harten Lebens lag auf ihm, ein Leben, das wie ein löcheriges Schiff blank am Winde ging, auch teilte er die Welt ein wenig zu eilfertig in Ausbeuter und Ausgebeutete ein und an gewissen Tagen im Jahr sah man ihn in einem Zug demonstrierender Männer eine rote Fahne tragen, zu der man damals noch aufblickte wie zu einem neuen Evangelium.

Seine Kinder, notdürftig gekleidet und neun an der Zahl, entrieten dem politischen Gebot. Sie waren Anführer und Konquistadoren, eine magere Nahrung schlug ihnen zum Heile aus, ihre Muskeln spielten, sie gingen bis zum Herbst barfuss, aber wer sie zu Freunden und Kumpanen hatte, der war der Herr der Gasse.

Zu Gerd, dem Busenfreund, liess mich die Mutter jeden Heiligabend ein paar Sachen tragen: einen Sweater, und ein Buch mit buntem Umschlagdeckel, gestrickte, ein wenig beulige grüne Strümpfe und darunter ein lustiges Durcheinander von schönem glänzenden Orange und lockrigem Braun: Mandarinen und Nüsse und Datteln. Alles wurde von einem engmaschigen Fischnetz gehalten.

Dem Knaben war das ein sehr ernster, aber auch ein leicht penibler Gang. Er spielte ungern den «Wohltäter» und nun gar noch in einer lärmigen, mit billigem Hausrat angefüllten Stube, in der über zehn Augenpaare auf ihn gerichtet waren. Er wünschte sich jedesmal, dass vor seinem Besuch eine ganz bestimmte Sandtorte schon eingetroffen sei, ein gelbes Ungeheuer aus feinstem Teig, das alle beschäftigte und das die Neugierde für ihn auf ein bedeutendes Mass verminderte.

Diese Torte nämlich wurde von dem Bedienten eines reichen Verwandten Joachims Weihnacht für Weihnacht ins Haus gebracht. Es ist schwer zu sagen warum, denn dieser vornehme Verwandte verschloss sich während des ganzen Jahres allen Bitten der grossen und immer ein wenig notleiden-

den Familie. Er galt als ein geiziger, sehr spartanisch lebender Herr in den Sechzigern, der sein Vermögen als Schlepperkapitän in einem atlantischen Hafen erworben hatte und der im übrigen die Armut als eine Wohltat des Himmels pries.

An diesem Abend, als ich mit meiner kleinen weihnachtlichen Gabe für Gerd eintrat, war die seltsame Gabe des reichen Kapitäns schon eingetroffen. Sie thronte unter der Petroleumlampe auf dem Tisch, dem wachstuchbezogenen, und die Kinder umringten sie wie ein Stück inkarnierter himmlischer Gnade. Der mürbe gelbe Teig erglühte sanft und verlockend an den Rändern und das Haupt war von weissem Puderzucker wie von einer Schneekappe bedeckt. Mich selbst kam das Staunen an. «Ist die gross . . .!» entfuhr es mir, stellte mein Bündelchen, das Gerd mit einem schelmisch scheuen Lächeln streifte, ab und trat näher.

Meister Joachim verlor sich nicht lange ins Bewundern. Er hob ein grosses Fleischmesser und schnitt die Torte mit einer Miene, in der der sich Grimm und Feierlichkeit, bittere Verachtung und zugleich das Bewusstsein einer hohen Vateraufgabe aufs seltsamste mischten, an und brachte die recht ungewöhnlichen Schnitte grossmütig zur Verteilung. Die Mutter, die vielgeplagte und abgerackerte, stand mit einem glücklichen Lächeln am russigen schwarzen Ofen und rührte in zwei Emailtöpfen die Schokolade an. Auch ich erhielt ein Stück dieses mit der Hypothek der Bitterkeit und Demütigung belasteten Kuchens und während wir nun schlangen und assen (es war die völlig formlose Weihnacht dieser Familie — ein Baum war wegen der weltanschaulichen Ueberzeugung Joachims nicht gestattet), sahen wir, wie die kleine Annette plötzlich vor einem zweiten verzückten Biss anhielt, über den Tisch blinzelte und den Vater mit einer drolligen Stimme, in der sich Ernst und Uebermut mischten, fragte:

«Kann man Weihnachten nicht verlängern, Vater?»

Ich erinnere mich, dass Joachim darauf, von allerlei zwiespältigen Gefühlen gepeinigt, nicht gerade sehr barsch, aber auch nicht sehr väterlich, antwortete: «Wenn man reich ist und Geld hat, schon, Annette — doch unsereinem ist das unmöglich . . .» Und dann zog er sich in den Hintergrund der Stube zurück, wo er sich in einen abgeschabten Lehnstuhl warf und mit buschigen Brauen nach der Zeitung griff.

Diese Frage aber, so holdselig, so kindlich naiv, im Genuss eines seltenen Stücks Kuchen ausgesprochen, kehrt mir heute wieder. Rührt sie im Grunde nicht an den Kern, an das Innerste der Weihnacht? Ist sie nicht *die* Frage, die einzige, die wir uns zu stellen haben? Kann man die zärtlichen Gefühle, die guten Gedanken und das gütige Gedenken, den Geist des brüderlichen Naheseins und der Freude nicht verlängern, auf dass er in die furchtbare Nacht dieser Zeit hinausleuchte, gleich einer Sonne? Kann man Weihnacht wirklich nicht . . . verlängern? Eduard H. Steenken

Heilige Nacht

Alle Nächte sind blind, nur aus einer bricht
Wie eine Rose hervor das Licht.
Das Licht, das erglomm in biblischen Landen,
Wo es die Hirten im Stalle fanden.
Und die kleinen Engel, die draussen sangen,
Pflückten es von des Kindes Wangen
Und dann standen sie still — und dann lauschten sie
Auf das leise Lachen der Mutter Marie.

Cécile Lauber